

■ Wird die Sache zwangsläufig zur Pflichtübung und Routine, wie die tägliche Morgentoilette oder der Frühstückskaffee?

oder drei? Schafft er es überhaupt noch, sich jedes Mal aufs Neue das zentrale Mysterium zu vergegenwärtigen: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut ...“. Oder wird die Sache zwangsläufig zur Pflichtübung und Routine, wie die tägliche Morgentoilette oder der Frühstückskaffee? Ich gebe die Frage weiter an meine Schwester, Klosterfrau und Pastoralassistentin, die in theologischen Angelegenheiten fast immer meine erste Ansprechpartnerin ist.

Einschub

Die Pfarre meiner Schwester ist eine Ordenspfarre, die Priester sind Steyler Missionare (SVD), die Nonnen sind Steyler Missionsschwestern. Die Crew ist also ziemlich international und das wirkt sich auch auf die Liturgie aus, denn die Afrikaner, Lateinamerikaner, Indonesier, Rumänen (bzw. -innen), sind hochmusikalisch und bringen ihre eigenen Vorstellungen von kreativer Messgestaltung aus ihren Heimatländern mit. Die Gottesdienste, speziell an den hohen Feiertagen, sind also

wahrhaft „katholische“ (im Wortsinn „allumfassende“) Feste, und ich habe gehört, dass manche Gemeindemitglieder ihre Urlaube und Wochenenden rund um die Teilnahme an der Liturgie herum planen, weil sie ihr Fest nicht versäumen wollen. Ende des Einschubs.

Zurück zur Frage, ob täglicher Gottesdienst zwangsläufig zur gedankenlosen Routine und Pflichtübung verkommen müsse? Nicht unbedingt, sagt meine Schwester. Statt „Routine“ würde sie lieber den Begriff „Selbstverständlichkeit“ verwenden. Für sie persönlich sei die tägliche (morgendliche oder abendliche) Messfeier eine Art von Versöhnung mit dem Alltag, der vor (oder hinter) ihr liegt. Daher also doch unverzichtbar, irgendwie.

Liturgie als gemeinsames Fest oder als Versöhnung mit dem Alltag. Weder das eine noch das andere wird immer und überall gelingen. Aber ich werde versuchen, diesen Gedanken für mich festzuhalten, gegen jeden Frust angesichts einer lieblos heruntergehudelten Messe oder einer dümmlichen Predigt. ■

Vielfalt der Liturgie

Internationale und interkonfessionelle Erfahrungen

■ NINA BLUM, MATTHIAS OPIS, PETER PAWLOWSKY, FRANZ JOSEF WEISSENBÖCK

Wer auf Reisen Kirchen nicht nur als Sehenswürdigkeiten bestaunt, sondern eintritt, um einen Gottesdienst mitzufeiern oder wenigstens zu beobachten, der erfährt bald, dass die Vorstellung von einer streng geregelten Liturgie überall und zu allen Zeiten eine Illusion ist.

Vor Zeiten. Der „Herr Pfarrer“ war zugleich ein „Herr Dechant“ und hatte einen Kaplan. Die älteren Menschen nannten den Kaplan, leicht verballhornt, „Koprater“, für „Kooperator“. An Wochentagen die erste Messe um 6.30 Uhr, gleich anschließend daran die zweite. Zumeist „stille Messen“, oft überdeckt durch das Gemurmel der den Rosenkranz betenden Gläubigen. Im Sommer, während der Ferien, waren oft weitere

Geistliche da, auf Heimaturlaub oder auf „Sommerfrische“. Die zelebrierten dann ihre eigene Messe an einem Seitenaltar, parallel zu den beiden Messen am Hochaltar. *Introibo ad altare Dei*, sagt der Priester, *ad Deum, qui laetificat iuventutem meam* der Ministrant. Zum Altare Gottes will ich treten, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf. Eine Messe wurde am Allerseelen-Altar gelesen, im Angesicht der im Feuer des Pur-

gatoriums leidenden Seelen (die wie Körper aussehen). Die durch die „unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers“ erzeugten Gnaden wandern in den Thesaurus Ecclesiae, in den Gebetsschatz der Kirche, und können den armen Seelen „zugewendet“ werden. Es sind die letzten Jahre der „glücklichen Regierung“ Papst Pius XII., die letzten Jahre einer versinkenden Zeit. *fw*

Lourdes. Die Basilika Pius X., die so genannte Untergrund-Kirche, fasst mehr als 20.000 Menschen, und so viele dürften es sein am Fest Mariä Geburt des Jahres 1968. Die Liturgiereform ist noch „frisch“, die feierliche Konzelebration einer großen Schar von Bischöfen aus allen Weltgegenden erinnert an die großen Momente des Konzils. Fremde Sprache, fremde Lieder – und doch ein überwältigendes Gefühl der Zugehörigkeit und der Zusammengehörigkeit: meine Kirche, unsere Kirche, unser Glaube. Die Kirche ist, mit ihrem grauen Sichtbeton, einem Parkhaus ähnlicher als einem Gotteshaus. Man hat sie auch mit einem gekenterten Schiff verglichen. Aber bei dieser großen Eucharistie verwandelt die feiernde Gemeinde den Raum. Zehn Jahre früher, am Fest Mariä Verkündigung 1958, wurde die Kirche konsekriert. Als Konsekrator fungierte der Päpstliche Nuntius in Paris. Ein halbes Jahr später wählte Angelo Roncalli den Namen Johannes. Er war der XXIII. Papst mit diesem Namen. *fw*

Wien, Invalidenstraße. Meine alte Tante, Tochter eines reichen Fabrikanten, der nach dem Ersten Weltkrieg Pleite gemacht hatte, beeindruckt durch ihr aristokratisches Auftreten. Trotz vielfachem Widerspruch nennen sie die Leute „Frau Baronin“. Das ist sie nicht, aber Monarchistin sehr wohl, was ihr in der Nazizeit einige Gefängnisaufenthalte einbrachte. Nun kann sie kaum noch ihre Wohnung verlassen und hat unseren Onkel, Benediktiner bei den Schotten, gebeten, eine Hausmesse zu halten. Das Konzil ist noch in weiter Ferne. Ein Messgewand ist nicht nötig, eine Stola genügt, wir werden ad hoc zu Lektoren ernannt, um zu ministrieren braucht man den Esstisch nicht zu verlassen. Die Gebete

– noch zum Teil in lateinischer Sprache – waren noch nie so nahe, das Brechen des Brotes vor unseren Augen ist mir eine neue Erfahrung, die Kommunion am Esstisch eine Reminiszenz an das Herrenmahl in den Hausgemeinden der frühen Kirche. Freilich wären die Christen damals nicht auf die Idee gekommen, in einer fremden Sprache zu beten. *py*

Tischmesse. Wochentagsmessen werden in aller Regel nicht von vielen Gläubigen mitgefeiert. Beratungen im Pfarrgemeinderat führen zum Experiment einer „Tischmesse“ im Pfarrheim. Beim ersten Mal finden sich 21 Personen ein. Gegenseitige Begrüßung, man merkt die erwartungsvolle Haltung der meisten. Beim einleitenden Bußgottesdienst stehen wir um eine Schale mit Wasser. Eine kurze Hinführung zum Thema, der Vorsteher segnet das Wasser, die Mitfeiernden tauchen die Finger ein und bekreuzigen sich. Dann sitzen alle im Kreis um den großen Tisch. Das Tagesevangelium wird gelesen, jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer erhält eine Kopie des Textes. Es gibt nämlich keine Predigt, sondern ein Gespräch über das Evangelium. Wir reden über Jesus, dessen Liebe keine Berührungsängste kennt und der selbst einen Aussätzigen anfasst, unter Missachtung von „Vorschriften“, und ihn durch diese Zuwendung heil macht. Präfation und Hochgebet, der Vorsteher trägt zum Zeichen seines Amtes die Stola. Die Schale mit dem Brot und der Kelch mit Wein wird von Mensch zu Mensch weiter gereicht: Der Leib Christi, das Blut Christi. Alles sehr ruhig, sehr einfach – und wahrscheinlich sehr nah bei der Feier der frühen Gemeinden, einschließlich der Agape zum Schluss. *fw*

Wien, Blindengasse. Im Herbst 1985 bin ich nach Wien gekommen. Hier bot sich eine Gelegenheit, mein Studium fortzusetzen und daneben freiwillige soziale Arbeit zu leisten. Wäre ich auch in den Zug gestiegen, wenn ich gehnt hätte, was auf mich wartete? In den folgenden Monaten wurde mein Leben vom Kopf auf die Füße gestellt, und mehr als einmal musste ich das Herz in die Hand nehmen. Das Jugendhaus der

■ Die Gebete – noch zum Teil in lateinischer Sprache – waren noch nie so nahe, das Brechen des Brotes vor unseren Augen ist mir eine neue Erfahrung, die Kommunion am Esstisch eine Reminiszenz an das Herrenmahl in den Hausgemeinden der frühen Kirche.

■ Erst als alles aus war, brach sich ein halbstündiges „Amen“ Bahn. Das war nicht geplant.

Caritas in der Blindengasse, die erste der vielen Gründungen von P. Georg Sporschill SJ, war für mich eine neue Welt. Und für diejenigen, die dort Aufnahme fanden, sollte das auch so sein. Zurück an den Start in ein besseres Leben. Wir, die meist sehr jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem bürgerlichen Milieu und „die Burschen“, die eigentlich ausgewachsene, gestandene und dann irgendwie gefallene Männer waren, bildeten eine Schicksalsgemeinschaft. Das Dach über dem Kopf verband uns. Und am Ende des Tages die Komplet, bei der wir alle gleich waren vor Gott: „Sei unser Heil, o Herr ...“. Wo immer ich dieses Gebet seither gesprochen und gehört habe, trägt es den Geruch der Armut an sich, ist es von einem tröstlichen Dunkel begleitet. *mo*

Tansania. Nach einer Tagung des Weltkircherats 1996 genehmigen wir uns eine mehrtägige Safari in den Ngorongoro-Krater. Zwar waren auf der Tagung alle christlichen Konfessionen vertreten, diskutierten, lasen gemeinsam die Bibel, aber wer immer mit der Feier des täglichen Gottesdienstes an der Reihe war: Das Abendmahl wurde nicht mit den anderen geteilt. Auf der Safari sind wir in einem großen Jeep zu fünft, der Tag nach der ersten Übernachtung im Hotel am Rande des Naturschutzgebiets ist ein Sonntag. Wir treffen uns im Hotelzimmer: ein deutscher Benediktiner-Abt, eine anglikanische Priesterin aus Kanada, eine ordinierte Lutheranerin aus Österreich und eine katholische Nonne aus den USA. Ich bin das Volk. Um den kleinen Clutisch herum feiern wir Eucharistie, mit verteilten Rollen in englischer Sprache, mit Lesungen und Gebeten. Wir sprechen die Einsetzungsworte und das Vaterunser. Dann nehmen wir gemeinsam die Kommunion. Und wissen, was Ökumene bedeutet. *py*

Graz, Stadtpark. Die Zweite Europäische Ökumenische Versammlung ging im Juni 1997 in der steirischen Landeshauptstadt über die Bühne. Ja, ich glaube das stimmt so: diese Versammlung ging über die Bühne, weniger in die Kirche. Auch wenn es natürlich ein breites geistliches Programm,

viele Gottesdienstangebote und Orte der Stille gab. Das Generalthema lautete: „Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“. Und dieses Thema musste sich bewähren, schon lange bevor die ersten Besucherinnen und Besucher am Ort des Geschehens eintrafen. Das in drei Sprachen gedruckte Programmheft sollte als Orientierungshilfe und Wegweiser dienen – und war in vielen umkämpften Details eine erste Arbeitsprobe auf das Exempel des Generalthemas. Als Co-Redakteur durchlebte ich damals, was sich hinter der Formulierung „versöhnte Verschiedenheit“ alles verbergen kann. Die Politik der Kirchen unterscheidet sich kaum von der Politik der Parteien. Zum Abschluss der Grazer Versammlung gab es einen Gottesdienst unter freiem Himmel im Stadtpark. Die Liturgie folgte mit ihren Liedern und Texten einer ökumenisch fein ausbalancierten Dramaturgie. Der Funke wollte nicht recht überspringen. Erst als alles aus war, brach sich ein halbstündiges „Amen“ Bahn. Das war nicht geplant. *mo*

Trogir. Auf der Rückfahrt aus Dalmatien unterbrechen wir für den Sonntagsgottesdienst in einer Vorstadtkirche. Sie ist voll besetzt, Gebete, Lesungen und Predigt – alles auf Kroatisch, wir verstehen kein Wort. Fast kommt man sich als Eindringling vor, jedenfalls als Fremder, der hier geduldet ist, aber nicht dazugehört. Viele gehen zur Kommunion, und während wir in der langen Schlange nach vorn unterwegs sind, hören wir die wiederholten Worte des Priesters: „Tijelo krištovo“ und die Antwort: „Amen“. Als wir drankommen, werden wir offenbar als Touristen identifiziert. Da wechselt der Priester die Sprache. „Corpus Christi“ sagt er zu uns und gibt uns die Hostie. Die alte internationale Kirchensprache klingt wie eine Einladung, mit einem Mal sind wir nicht mehr fremd, gehören wir dazu, die Gemeinde hat sich mit zwei Worten geöffnet und uns für die Dauer eines Gottesdienstes Heimat gegeben. *py*

Albuquerque. New Mexico bietet in der altspanischen Innenstadt nur eine kleine Kirche. Für die großen Gottesdienste einer

evangelikalen Denomination reicht der Platz nicht aus. Dazu gibt es außerhalb der Stadt eine Halle, umgeben von einem weitreichenden Parkplatz. Der Parkplatz ist ausgelastet, die Halle voll besetzt. Es ist ein breiter Raum, den vorne ein langgestrecktes Podium abschließt. Darauf sammelt sich ein Chor aus etwas fünfzig Mitgliedern, vorne in der Mitte, gut sichtbar steht das Rednerpult. Nach einleitenden Gesängen tritt der Pastor auf und holt zu seiner Predigt aus. Sie soll das Hauptstück der Veranstaltung sein. Er unterstreicht seine Worte mit anschaulichen Gesten und redet mit fesselnder Dramatik fast eine Stunde. Der Chor folgt seiner Rede, Gebete und Segensbitte schließen den Gottesdienst ab. Ein Abendmahl ist nicht vorgesehen. Ganz oben vorne in der linken Ecke der Halle zeigt ein Bildschirm während des ganzen Gottesdienstes den aktuellen Punktstand im laufenden Fußball-Match an. *py*

Venedig. Um dem bisweilen zwanghaft familiären Weihnachtstrubel zu entgehen, verbringen wir die letzten Dezember- und die ersten Jännertage in Venedig. Am Heiligen Abend gehen die Italiener zu einem festlichen Essen ins Restaurant und viele von ihnen anschließend in die Kirche. Im Markusdom sammeln sich um Mitternacht Einheimische und Zugereiste, wer sich verspätet, findet kaum noch Platz. Zelebriert wird ein großes Hochamt, als wäre ein solcher Ritus hier unter den goldenen Mosaiken erfunden worden. Der Patriarch lässt seine Predigt in fünf Sprachen verteilen. Was er sagt, ist nicht besonders originell, wozu auch? Es ordnet sich ein in den Raum, der seit einem Jahrtausend dieselbe Botschaft beheimatet, ungeachtet der Merkwürdigkeit, dass aus dem Stall von Bethlehem ein prunkvoller Dom geworden ist, und aus dem Kind in Windeln ein Patriarch. *py*

Kerala, Südindien. Im Verlauf einer mehrmonatigen Asienreise bin ich zu Weihnachten in Kerala und habe Sehnsucht nach einem katholischen Gottesdienst. Eine Nonne, die ich auf der Straße treffe, zeigt mir den Weg zur Dorfkirche. „Merry Christmas, Nina!“ Gemeinsam mit einer

südafrikanischen Reisegefährtin besuche ich die Mitternachtsmette. Vor der Kirche ist eine riesige Krippe aufgebaut, bunt, grell, glitzernd; drin herrscht Geschlechtertrennung: Männer auf Stühlen sitzend rechts, Frauen und Kinder auf dem teppichbelegten Boden sitzend links. Wir werden mit großer Herzlichkeit aufgenommen und finden es bei den Frauen am Teppichboden richtig gemütlich. Die Messfeier wird vom Priester eher theatralisch inszeniert. Immer wieder schließt sich ein Vorhang vor dem Altar, um sich dann, quasi zum nächsten Akt, unter lautem Rasselgeschepper wieder zu öffnen. Der Gesang der Gläubigen klingt fremdartig und durchdringend. Zum Schluss wird ein großer Christmas-Cake serviert. Wir, die Gäste, dürfen den Kuchen anschneiden und die Stücke verteilen. Es reicht für alle. So geht der Gottesdienst ganz selbstverständlich in eine fröhliche Jesus-Christus-Geburtstagsparty über. Das gefällt mir. *nb*

Dubuque. Östlich von Chicago, am Oberlauf des Mississippi, beherbergt Dubuque das Wartburg Seminary. Ich bin Zaungast einer Tagung des Lutherischen Weltbundes. In der neugotischen Kirche des Seminars wird der Sonntagsgottesdienst besonders feierlich gehalten. Gewöhnt an die sparsame Gestaltung europäischer protestantischer Gottesdienste, komme ich aus dem Staunen nicht heraus. Die Geistlichen treten in weißen Alben auf, tragen eine Stola. Introitus, Kyrie, Lesungen und Predigt, Credo und Präfation – nichts unterscheidet die Liturgie von einer katholischen Messe, auch nicht die Einsetzungsworte und das Abendmahl. Das hier, werde ich aufgeklärt, ist die übliche hochlutherische Liturgie, die der römischen gleicht. Nur, sagt man in Rom, sie sei anders gemeint, und überhaupt: dürfen die denn das, ohne apostolische Sukzession? Oder sollte sich Christus mit seiner Gegenwart von römischen Vorschriften emanzipiert haben? *py*

Wien, Dorotheergasse. Bach kommt von der Orgel, viele Lieder stehen auf dem Programm. Die Pfarrerin im üblichen Schwarz steht hinter dem Altar, der hier nicht so genannt wird, und eröffnet mit einem Gebet.

■ So geht der Gottesdienst ganz selbstverständlich in eine fröhliche Jesus-Christus-Geburtstagsparty über. Das gefällt mir.

■ Besser
Gemeinschaft
ohne
Eucharistie,
als Eucharistie
ohne
Gemeinschaft.

Der Kirchenraum ist klar klassizistisch, an den Balustraden sind Bibelsprüche zu lesen, aber kein Bild, keine Blume, kein Schmuck lenkt ab. An der Stirnwand der Kirche, hoch oben wie ein Balkon, ist die Kanzel angebracht. Dort erscheint die Pfarrerin zur Predigt. Das Fest der Erscheinung des Herrn liegt erst wenige Tage zurück, aber es ist nicht von drei, sondern von zwei Königen die Rede: Herodes, der Machtpolitiker, und Jesus, der König in Kindergestalt, sind die Pole einer widersprüchlichen Welt. Das gemeinsame Vaterunser, ein Lied, der Segen. Wie immer steht die Pfarrerin beim Ausgang und verabschiedet jeden einzelnen Kirchenbesucher. Die Neuerung entnehme ich einem aufliegenden Zettel: Die Gemeinde bittet um Blumenspenden, denn es sei ein Vorurteil, dass Blumen in einer reformierten Kirche nichts verloren hätten. *py*

Birmingham 1. Ein Sonntag bei den „Cherubim und Seraphim“, einer schwarzafrikanischen Pfingstkirche methodistischer Herkunft. Ihre Mitglieder gehören hier in England zur untersten sozialen Schicht. Aber heute tragen sie alle weiße Gewänder und sind Söhne und Töchter des Herrn. Es ist Fastenzeit, daher dauert der Gottesdienst nur vier Stunden. Einer, der eine Schuld bekennt, kommt auf Knien durch den Mittelgang, begleitet von den endlos wiederholten Rufen der Gemeinde „Praise the Lord!“ Eine Frau legt das Evangelium aus, ein Zungenredner in Ekstase geht durch die Reihen, hält vor dem und jenem, auch vor uns. Nur seine Begleiterin versteht, was er sagt, schreibt es für uns auf einen kleinen Zettel. Dann werden wir nach vorn gebeten. Wir sind die einzigen Weißen. Der Apostel, der den Gottesdienst leitet, legt uns die Hände auf und segnet uns. Sein Hoheitszeichen ist ein kleiner Stab; damit berührt er zum Schluss den Zungenredner und wartet, bis dieser zu sich kommt. *py*

Birmingham 2. Im Süden der Stadt, rund um ihre Schokoladenfabrik, haben die Brüder Cadbury, Quäker und königliche Kakao-Lieferanten seit 1854, Bournville gebaut: Ein komfortables Dorf für ihre

Arbeiter mit Wohnhäusern, Schwimmbad und Sportclubs. Ein Betriebsrat, ein Sanitätsdienst und eine Altersversorgung waren der soziale Ausweis eines ungewöhnlichen Kapitalismus. Denn das Zeugnis, die Übereinstimmung von Glaube und Leben, ist das Herzstück des Bekenntnisses. So auch im Gottesdienst: Wir werden zu einer Versammlung eingeladen, die keiner Liturgie folgt. Wir sitzen mit allen im Kreis, die Bibel vor uns, und es herrscht lange Zeit Stille. Eine Stille in der Überzeugung, dass der Geist Gottes gegenwärtig ist. Eine Frau steht auf und legt ein Zeugnis ab, erzählt eine Erfahrung der Gottesbegegnung in ihrem Alltag. Stille. Und noch ein Zeugnis. Niemand leitet die Versammlung, einvernehmlich, nach einer guten Stunde, löst sie sich auf. Draußen im Vorraum gibt es Tea and Biscuits. *py*

Triest. Der Karfreitag ist kühl, gerade recht, um zu Fuß zur Kathedrale San Giusto hinaufzusteigen. Für den Gottesdienst hat der Bischof offenbar alle Priester der Stadt heraufbefohlen – etwa zwanzig stehen um ihn, und wir wundern uns, wozu am düstersten Tag des Kirchenjahres ein derartiges klerikales Aufgebot nötig ist. Dann, auf ein Zeichen des Bischofs, schwärmen die Priester aus, ein jeder stellt sich an eine der Säulen der breiten, fünfschiffigen Basilika. Nun stehen die Leute auf, gehen zum Priester ihrer Wahl und beichten im Flüsterton – geheim, weil niemand zuhören kann, und doch öffentlich im Raum der Kathedrale, nicht hinter verschlossenen Türen oder im Winkel eines Beichtstuhls. Schließlich auch der Bischof: Er geht zu einem der Priester und beichtet wie alle anderen auch. Es ist ein Bußgottesdienst, wie wir ihn noch nicht gekannt haben: das Eingeständnis vor aller Augen, dass niemand fehlerlos ist, und zugleich das Zugeständnis der Verschwiegenheit, damit jeder nur vor der eigenen Tür kehrt. *py*

Chania. Die orthodoxe Kathedrale von Chania liegt nicht weit vom Venezianischen Hafen. Es ist Osternacht. Schon hat der Priester dreimal „Christós Anésti“ ausgerufen. Das ist der Höhepunkt der Liturgie,

aber der Gottesdienst in der Kirche geht weiter, die ganze Nacht hindurch. Die Liturgie spielt sich zum größten Teil hinter der Ikonostase ab. Neben dem Eingang der Kirche steht die kunstvoll gestaltete Bahre Christi, die am Karfreitag durch die Straßen getragen worden ist. Jetzt ist sie über und über mit Blütenblättern bedeckt. Nur mehr wenige Menschen harren aus, lauschen den Gesängen des Chores, während hinter der Ikonostase der Weihrauch aufsteigt. Eine Frau geht nach vorne, küsst eine Ikone, betet eine Weile stumm, dann verlässt auch sie die Kirche. Ein paar Buben klettern unter die geschmückte Bahre Christi, sammeln die Blüten auf und laufen damit hinaus. Auch uns wird dieser Gottesdienst der Priester und Mönche zu lang. Es ist zwei Uhr nachts und am Hafen gibt es noch ein kühles Bier. *py*

Wien, Bennogasse. P. Josef hat es mit dem Beginn der Messe nicht eilig. Zuerst wird jede Frau, jeder Mann, jedes Kind begrüßt und umarmt. Wie steht es, wer war krank, wer hat Geburtstag, wie geht es denen, die heute nicht kommen können? Denn, sagt P. Josef, besser Gemeinschaft ohne Eucharistie, als Eucharistie ohne Gemeinschaft. Die Messe beginnt mit dem gemeinsamen Kreuzzeichen. Auch wer zu spät kommt, wird zwischendurch begrüßt. Die Kinder vergnügen sich, klettern auf den Eltern herum, scheuen sich nicht, unter den Altartisch zu kriechen. Sie dürfen fast alles und stören deshalb nicht. Im Gegenteil: Ein Gefühl von Freiheit und Zärtlichkeit geht von ihnen aus, das sich auf alle überträgt. Meine Kinder, vor Jahrzehnten, mussten still sitzen; heute meiden sie jede Kirche. Hier bekommen die Kinder, die noch nicht bei der Erstkommunion waren, eine kleine Süßigkeit. Und uns, während wir Brot und Wein nehmen, sagt P. Josef nicht nur die liturgische Formel, sondern noch ein kleines persönliches Wort des Dankes oder der Ermutigung. *py*

Fornach. Zur Vorbereitung für eine TV-Dokumentation besuchen wir das Dorf im Hausruckwald. Hier gibt es keinen Pfarrer mehr, nur am Sonntag reist einer an. Aber

die Gemeinde war den täglichen Morgengottesdienst gewohnt und besteht darauf. Die Lösung des Problems erleben wir um sieben Uhr früh in der Pfarrkirche zum Hl. Leopold. Ein Dutzend Frauen versammeln sich in der Kirche und beten die Texte der Gemeindeliturgie. Die Wandlung fällt aus, aber nach dem Vaterunser steht eine der Frauen auf, geht im grauen Wintermantel zum Altar und öffnet den Tabernakel. Sie hebt eine Hostie in die Höhe: „Herr, ich bin nicht würdig“, und an der Kommunionbank teilt die die Hostien aus. Der Segen zum Schluss wird nicht gespendet, sondern erbeten, dazu braucht es keine Priesterweihe, und für Frauen kommt sie ja nicht in Frage. Die Frau im grauen Wintermantel ist die pensionierte Direktorin der Volksschule. Später sagt mir der Bürgermeister stolz: „Fornach ist nicht hintnach!“ *py*

New York. Eine Sonntagsmesse an der Upper East Side von Manhattan. Ein neuer Versuch, eine Sonntagsgemeinde zu finden für zwei Monate Aufenthalt. Mehrere Versuche sind bereits fehlgeschlagen – zu fremd wirkt die doch so vertraute Liturgie, aufdringlich der Kult und die „Shrines“ für einzelne Heilige, z.B. Judas Thaddäus, „Patron of hopeless Cases“. Der wäre doch ein passender Nothelfer in der Situation der Fremdheit. Dreimal ging das Opferkörbchen durch die Reihen; welche seltsame Mathematik. Der nächste Versuch; in Harlem, in einer schwarzen Gemeinde. In einem Punkt werden unsere klischeehaften Erwartungen erfüllt: Die Gemeinde singt sich die Seele aus dem Leib, die Gospel-Songs reißen mit. Aber die Fremdheit bleibt. Durch einen Freund kommen wir während der Woche mit einem Geistlichen zusammen und ins Gespräch. Zuerst glauben wir, er treibe Scherze, als er die Ketzerverfolgungen verteidigt. Aber er meint es ernst, bis hin zu den Scheiterhaufen: Nur so könne die spirituelle Gesundheit der Gemeinde bewahrt werden. Ein letzter Versuch am Sonntag danach. „God wants us to suffer“, Gott will, dass wir leiden, sagt der Geistliche in seiner Predigt. Wir stehen auf, klettern über die irritiert blickenden Gläubigen und flüchten ins Freie. *fw* ■

■ Der Segen zum Schluss wird nicht gespendet, sondern erbeten, dazu braucht es keine Priesterweihe, und für Frauen kommt sie ja nicht in Frage.